

Horst Schreiber

Ein Leben in Zufriedenheit trotz Flucht und Vertreibung: Erika Schwarz/ Judith Shomrony (1918–2018)

2013: Nach innen gekehrt mit entrücktem Blick und einem kaum wahrnehmbaren Lächeln hört die 95-Jährige uns zu, als wir ihr das Porträt vorlesen, das der Schriftsteller Christoph W. Bauer von ihr entworfen hat. Drei Jahre zuvor hatten wir sie in Israel das erste Mal besucht, um sie über ihr Leben zu befragen.¹



Judith Shomrony (Foto: Judith Shomrony)

Judentum als Zeichen von Zugehörigkeit

Als Judith Shomrony 1918 in Innsbruck zur Welt kommt, heißt sie noch Erika Schwarz. Ihr Vater Richard ist Mitinhaber des Warenhauses Bauer & Schwarz in der Maria-Theresien-Straße, des heutigen Kaufhauses Tyrol. Ihre Mutter Magda bringt die nach ihr benannte Villa in der Falkstraße 18 als Mitgift ihres Vaters Wilhelm Adler in die Ehe ein. Nach der Trennung von seiner Frau wohnt auch der Großvater in der Villa. Im Leben von Richard, Magda, Erika und ihres um zwei Jahre jüngeren Bruders Victor sind bürgerliche Kultur, die Familie und die Zugehörigkeit zum Judentum die zentralen Werte. Der Vater spielt den Kanon der klassischen Musik auf der Violine, die beiden Kinder am Klavier. Die erste Oper, die Erika im Stadttheater hört, ist Lohengrin, auch das Theater begeistert sie. Die Mutter kümmert sich darum, dass die Familie alle jüdischen Fest- und Feiertage gemeinsam feiert. Das Haus ist Ort großer Geselligkeit, die häufigen Besuche der



*Erika Schwarz mit ihrem Bruder Victor am Balkon der Villa Magda 1924 in Innsbruck
(Foto: Judith Shomrony)*

vielen Verwandten und unzähligen Bekannten füllen es mit Leben, der große Garten ist Erika ein zweites Daheim. Richard Schwarz bringt seiner Tochter Schach bei, sie wird es ihren Enkeln lehren. Im Firmenauto nimmt er regelmäßig seine Kinder mit, um Kundschaft in der Umgebung Innsbrucks aufzusuchen. Zu Schulende unternimmt er mit ihnen jeweils mehrtägige Ausflüge. Familienferien gehen bis nach Riccione und in die Normandie. Der Vater, Leutnant im Ersten Weltkrieg, ist eine hoch angesehene Persönlichkeit im Innsbrucker Wirtschaftsleben, aber auch in der Israelitischen Kultusgemeinde, in der er in mehreren Funktionen aktiv ist.² Ihre Einstellung zum jüdischen Glauben schildert Judith Shomrony so: „Für uns war es wichtig, scheinbar für meine Eltern, und das haben sie auf meinen Bruder und mich übertragen, dass wir eine Zugehörigkeit haben zum Judentum und deshalb sind wir auch zu allen Feiertagen in die Synagoge gegangen, abgesehen davon, dass mein Vater den Chor geleitet hat und dort gesungen hat und auch ich habe im Chor gesungen. Aber wir haben die Feiertage gefeiert als Zugehörigkeit, nicht als Glaube. (...) Ich war nie sehr fromm. Ich habe nur das Gefühl gehabt, dass ich zu irgendeinem Teil der Menschheit gehören muss und deshalb sind wir dann sogar am Freitagabend in die Synagoge gegangen, wie wir einen neuen Rabbiner gehabt haben, der gesagt hat: ‚Auch wenn ihr nicht glaubt, ihr kommt in die Synagoge und ihr habt das Zusammengehörigkeitsgefühl, das auch wichtig ist.‘“

Der Vater ist nachsichtig, die Mutter streng: „Wir waren erzogen dazu, aufrichtige Menschen zu sein, zu wissen, zu helfen, wenn es notwendig ist.“ Judith Shomrony sieht sich im Rückblick als verwöhntes Kind in einem wohlhabenden Elternhaus. Es war „ein schöner Anfang meines Lebens.“

Antisemitismus und Zionismus

Erika Schwarz besucht das Mädchengymnasium in der Sillgasse, einem Zentrum der nationalsozialistischen Jugend, des illegalen Bundes Deutscher Mädel: „Ich habe eine Freundin gehabt, die eine Christin war, und die mich akzeptiert hat und mit der ich sehr gut war (...), eine ausgesprochene (...) Sozialistin und mit der war ich sehr befreundet bis zu ihrem Tod. (...) In der Schule haben wir von Anfang an als Juden gelitten. Wir waren benachteiligt, wir waren nicht eingeladen zu Kränzchen und Tänzchen. (...) Wir haben auch Lehrer gehabt, die uns akzeptiert haben. Aber der Gesamteindruck war, dass wir eben irgendwie nicht dazugehören und wir sind sehr bald in eine zionistische Jugendbewegung.“

Die Eltern sind nicht wirklich begeisterte Zionisten, aber einverstanden mit dem Engagement ihrer Kinder, die im Keller der Villa Versammlungen der gemäßigt zionistischen Ortsgruppe Maccabi Hazair abhalten dürfen. Richard Schwarz wurde 1934 Obmann des Elternkomitees dieser Gruppe,³ die Judith Shomrony als linksorientiert einstuft: „Die Idee war einfach (...) nach Palästina zu gehen und dort hauptsächlich in den Kibbuz“. Die Jugendlichen hören Vorträge, singen, sporteln, machen Ausflüge und gehen auf Sommerlager in die Nähe von Wien und zum Plattensee in Ungarn: „Dort haben wir uns mit anderen Gruppen getroffen und die waren alle einer Meinung, dass für uns Juden nichts Anderes möglich ist, wie nach

Palästina zu gehen.“ Zwar waren bereits Verwandte nach Palästina ausgewandert, aber, so Shomrony, „persönlich habe ich keinen Plan gehabt. (...) Für mich war das damals überhaupt kein Thema.“ Die romantischen Vorstellungen konkretisieren sich erst, als die Nationalsozialisten die Macht übernehmen.

Flucht nach Frankreich und England

Da sie eine Klasse nicht besteht, schicken die Eltern Erika Schwarz 1936 in eine Hotelfachschule nach Wien. Nach dem erfolgreichen Abschluss macht sie ein halbjähriges Praktikum im Sanatorium von Maximilian Bircher-Benner und kehrt dann nach Innsbruck zurück, wo sie den Einmarsch der deutschen Wehrmacht miterlebt. Was tun? Der Vater schlägt vor, sich in den Bergen zu verstecken, die Mutter entscheidet: „Wir bleiben keine Sekunde länger hier, als wir unbedingt müssen‘ und so haben meine Eltern dann so ziemlich in der ganzen Welt versucht, Visa zu bekommen.“ Victor Schwarz, der einige Zeit in Paris verbracht hatte, um Französisch zu lernen, vermittelt seiner Schwester eine Stelle als Au-pair-Mädchen: „Ich bin einen Monat nachdem Hitler einmarschiert ist in Österreich, habe ich das Land verlassen allein mit zehn Mark in der Tasche und habe natürlich nicht gewusst, wohin ich komme. Aber ich habe viel Glück gehabt und bin zu einer guten Familie gekommen und ich war dort ein Jahr und ich habe sehr gut Französisch gelernt und bin sogar auf die Sorbonne [Universität] gegangen und habe dort, ohne zu inskribieren, (...) Vorträge gehört und bin ein Teil der Familie gewesen.“

Erika Schwarz übersiedelt mit ihrer Gastfamilie nach Bordeaux, trifft dann ihre Familie in Paris und übersiedelt mit ihr noch vor Kriegsbeginn nach Manchester, wohin ein Onkel bereits vor Jahren ausgewandert war, der nun seinen Innsbrucker Verwandten hilft, ein Einreisevisum für England zu bekommen. In Manchester arbeitet sie als Französischlehrerin in einer Privatschule, muss diese Stelle aber nach Kriegsbeginn aufgeben, weil sie als feindliche Ausländerin gilt. Ihr Bruder wird längere Zeit interniert. Sie findet einen Job als Haushaltshilfe, kann aber nicht kochen und ruft jedes Mal die Mutter an, um sich Ratschläge zu holen. Anfänglich schämt sie sich, als Dienstmädchen zu arbeiten. Doch mit der Zeit ändert sich ihre Einstellung. Sie und ihr Bruder „haben gesehen, dass man auch bescheidener und mit weniger Aufwand glücklich sein kann. (...) Ich kann mich erinnern an meine Gedanken, die mir gesagt haben, das tut mir sehr gut, einmal die andere Seite vom Leben zu sehen und nicht immer, so wie ich es gewöhnt war als Kind, Bedienstete zu Hause zu haben, die ich herumordern konnte. (...) Und ich war nicht nur einverstanden damit, ich war dankbar, dass mir das gegeben war.“

Über den Vater weiß Judith Shomrony eine scheinbar lustige Anekdote zu erzählen: „In England hat mein Vater dann meiner Mutter geholfen zu Hause und da haben wir dann eben gesagt: ‚Vater, das Glas ist nicht sauber‘, und da haben wir ihn erinnert, dass er dem Mädchen gesagt hat, ‚Rosa, nehmen Sie das Glas zurück in die Küche, das ist nicht sauber, aus dem trinke ich nicht‘, haben wir ihn erinnert daran, aber dann in England hat er es selber waschen müssen, und wenn es nicht

sauber war, dann war er die Schuld (lacht).“ Richard Schwarz erlebte die erzwungene Auswanderung als bitteren sozialen Abstieg. Alles hatten die Nationalsozialisten ihm und seiner Frau genommen: das Vermögen, das Kaufhaus, die Villa. Auch 12 Jahre langes Prozessieren nach dem Krieg änderte nichts daran. Er erhielt eine äußerst geringe Abschlagszahlung für das geraubte Kaufhaus, der Besitz blieb verloren. Ein Brief von Richard Schwarz aus dem Jahr 1939 gibt Einblick in die dramatische Lage nach der Vertreibung aus Innsbruck:

„Ich bin nun seit zwei Monaten im Exil und so sehr ich mich, angesichts der uns dort angetanen Schmach, Erniedrigungen und zuletzt auch schwersten körperlichen Misshandlungen, aus dem Lande hinaus sehnte, in welchem ich geboren, meine Jugend erlebte, meine und die Existenz vieler Mitarbeiter gründete, so sehr beginne ich erst jetzt zu erkennen, was ich alles verloren habe. Wenn ich über diese schreckliche Zeit nur mit einigen Worten hinweg gehe, obwohl sie das Gemüt jedes Menschen, begreiflicher Weise, auf Lebensdauer belasten müssen, so geschieht es, weil doch kein Mensch im Stande ist sich ein solches Schicksal auch nur annähernd auszumalen, der es nicht selbst erlebt hat. Es ist einzig und allein meiner durch die fürchterliche Pogromnacht und anschliessende Haft entstandenen seelischen und körperlichen Verfassung und gebrochenen Widerstandskraft zuzuschreiben, dass ich dieses Anbot annahm und auch meine anwesende Frau war mit ihren Nerven vor einem Zusammenbruch, der übrigens auch am nächsten Tag eintrat und mehrere Wochen dauerte. (...) In diesen für mich unvergesslich bleibenden Tagen hatten wir nur einen Gedanken – fort aus diesem Land, wo man mir nicht nur nach dem Eigentum, sondern auch nach meinem und meiner Familie Leben trachtete. (...) Wer noch nicht aus seiner Heimat als Bettler schuldlos verstossen wurde, kann das doch nie und nimmer erfassen.“⁴

Erika Schwarz kommt nach eineinhalb Jahren Beschäftigung als Haushaltshilfe und der Aufhebung ihres Status als feindliche Ausländerin als Kindermädchen bei einer Familie unter, die ihr ermöglicht, eine zweijährige Ausbildung zur Kindergärtnerin zu absolvieren. Danach arbeitet sie in ihrem neu erlernten Beruf, bis sie 1947 nach Rom fährt.

„Das ist eine große Liebe geblieben.“

Während ihres Aufenthaltes in Wien lernt Erika Schwarz 1936 einen jungen Mann aus Zagreb kennen, der gerade auf Maturareise ist. Die beiden verlieben sich ineinander, verlieren sich wegen der geografischen Distanz aus den Augen und treffen sich zwei Jahre später an ihrem Arbeitsort Zürich, wohin Emil Shomrony einen Abstecher macht, als er die Weltausstellung in Paris besucht. Sie vertiefen sich in einen umfangreichen Schriftverkehr, nach Ausbruch des Krieges noch über das Rote Kreuz, doch der Einmarsch der Wehrmacht in Jugoslawien setzt dem ein

Ende. Acht Jahre lang hört sie nichts von ihm, zehn Jahre lang sieht sich das platonische Liebespaar nicht.

In Kroatien ist das Leben von Emil Shomrony in Gefahr. Er muss sich vor den Nazis und den heimischen Ustascha-Faschisten in Acht nehmen. Da sein Vater als Arzt im Ersten Weltkrieg vielen Soldaten das Leben rettete, sind er und sein Sohn vor der sofortigen Überstellung in ein Todeslager vorerst geschützt. Emil studiert in Zagreb, vermittelt zwischen dem Kardinal und dem Rabbiner, der ihn auffordert, eine junge Frau zu heiraten, um sie vor dem Tod in einem Lager zu bewahren. Ihre Mutter und Schwester wurden im besetzten Jugoslawien bereits getötet, ihr Vater nahm sich daraufhin das Leben. Emil Shomrony befolgt den Wunsch des Rabbiners und den Rat eines Arztes, dass nur ein Kind der schwer Depressiven wieder Lebensmut gäbe. Mit dem Baby am Arm schlagen sie sich über den Landweg bis nach Palästina durch. Nach der Ankunft nimmt Emil den Briefkontakt mit Erika wieder auf und informiert sie, dass er wegen der Heirat sein Werben um sie leider aufgeben muss. Doch ein Jahr später lässt sich seine Frau von ihm wegen eines anderen Mannes scheiden. Emil fährt nach Zagreb, wo er sein Veterinär-Studium wiederaufnimmt, um es mit dem Doktorat zu beenden, und meldet sich sofort wieder bei Erika. Nach einem weiteren Jahr regen Briefwechsels schlägt er 1947 ein Treffen in Rom vor, um zu erkunden, ob sie einander noch lieben. Vier Tage später sind sie verheiratet: „Ich habe ihn nicht gekannt und er hat mich nicht gekannt, aber wir waren 62 Jahre verheiratet und es ist sehr gut gegangen.“ Die Trauung nimmt der Bürgermeister von Rom vor, als er erfährt, dass ein Jude aus Palästina sich in seiner Stadt verehelichen will. „Er hat sich so eine Schärpe umgebunden, aber er war ein wenig zu dick und da konnte er sich das nicht zu-machen und so war das ein bisschen mit Humor. Aber immerhin hat er uns ver-heiratet.“

In Israel

Die frisch Vermählten ziehen nach Wien, weil Emil dort am schnellsten fertig-studieren kann. Sie verfügen über wenig Geld, gehen in die Oper und ins Theater, machen kleine Ausflüge. Erika fährt aufs Land, um Kartoffeln und Karotten zu hamstern. Mit den Wienerinnen und Wienern haben die beiden keinen Kontakt. Mit dem Doktorat in der Tasche geht es zu zweit in die Türkei und mit dem Zug von Istanbul nach Kairo und schließlich nach Palästina. Als Ehefrau eines Mannes, der bereits seit zwei Jahren im Land lebt, kann sie problemlos einreisen. In der Anfangszeit hat Judith Shomrony schwer mit Klima und Hitze zu kämpfen. Die hebräische Sprache lernt sie schnell, das Lesen hingegen fällt ihr schwer. Mit ihrem Mann spricht sie noch lange Deutsch, schließlich ist er Altösterreicher.

Nach der Ankunft lebt das Ehepaar in einem kleinen Zimmer. Emil arbeitet als Vertretung für Tierärzte, Judith ein halbes Jahr in einem Sanatorium. Als sie mit der ersten Tochter schwanger wird, wohnen sie bereits in Kirjat Tiw'on nahe Haifa – mit dem Schwiegervater aus Zagreb. Die Familie zieht nach der Geburt des Sohnes nach Rechovot bei Tel Aviv, wo sie eine Wohnung in einem Haus mietet,

das von einem großen Garten umgeben ist, und schließlich nach der Niederkunft mit der zweiten Tochter in ein eigenes, bescheidenes Häuschen in Givat Shapira in der Nähe von Netanya. Judith Shomrony bleibt bei ihren Kindern daheim, engagiert sich ehrenamtlich für Neueinwanderer, gibt Englischunterricht und arbeitet mit hörbeeinträchtigten Kindern. Dann gewinnt sie Preise bei einem Wettbewerb für Blumenarrangements, nimmt an Ausstellungen teil, gibt selbst Kurse, spezialisiert sich auf Ikebana, der japanischen Kunst des Blumenarrangierens, und schreibt darüber Bücher. Die Tätigkeit für eine große Firma für Blumen und Agrikultur bringt sie nach Deutschland, Österreich und in die Schweiz.

Die Ängste in Kriegen und die Sorge vor Anschlägen prägen in periodischen Abständen das Leben von Judith Shomrony und lassen sie um ihre Kinder und den Mann bangen. Immerhin muss Emil, als Tierarzt in der Armee angestellt, nicht wirklich kämpfen. Dennoch: „Jedes Mal, wenn er das Haus verlassen hat, haben wir uns irgendwie verabschiedet. Man hat nie gewusst, ob er zurückkommen wird. (...) Die Blumen haben mir in vielerlei Hinsicht schon damals hinweggeholfen über die Schwierigkeiten, die dieses Land hat.“

Auf Frieden hofft sie, an ihn zu glauben, fällt ihr zunehmend schwer. Gott ist ihr längst keine Stütze mehr, zu viele Verwandte starben eines gewaltsamen Todes, so auch ihre Großeltern Alice und Wilhelm Adler in Riga: „Wie wir begonnen haben zu hören, was sich dort getan hat in den Konzentrationslagern, da habe ich mir gedacht, da kann es keinen Gott geben. Und so habe ich mich mehr und mehr entfernt von der Religion und das ist für mich heute nicht wichtig. (...) Jüdischsein, bedeutet für mich Menschsein. (...) Mir ist das ganz egal, ob jemand evange-



Judith und Emil Shomrony mit Tochter Aviva (Foto: Judith Shomrony)

lich ist oder katholisch oder arabisch oder whatever. Für mich ist jeder Mensch ein Mensch zuerst einmal. Wenn er sich dann als etwas Anderes erweist, dann hat das nichts damit zu tun, wie er geboren ist und was seine Religion ist.“

„Ich kann zurückschauen mit Zufriedenheit.“

Zu Innsbruck hat Judith Shomrony lange Zeit kein Verhältnis. Den Enkelinnen zeigt sie gemeinsam mit ihrem Mann dann doch die Stadt, das Kaufhaus, die Villa, den Garten: „Ich muss ehrlich sagen, mit Leuten, die in unserem Alter waren, wollten wir nichts zu tun haben. (...) Aber Leute, die viel jünger waren wie wir, gegen die habe ich nie etwas gehabt, mit denen habe ich mich genauso verstanden wie in jedem anderen Land.“

Im Mai 2011 verleiht ihr Bürgermeisterin Christine Oppitz-Plörer das Verdienstzeichen der Stadt Innsbruck. Judith Shomrony hält fest: „Als persönliches Resümee kann ich, nachdem ich nicht mehr an Gott glaube, nur dem Schicksal dankbar sein, dass ich so viel Schönes erlebt habe zusammen mit schwierigen, schweren Sachen. Aber im Allgemeinen war mein Leben sehr schön und sehr reich, reichhaltig. Nicht an Geld, reichhaltig an schönen Erlebnissen. Die Ehe, die Kinder, die Freundschaften. Ich kann zurückschauen mit Zufriedenheit. Und das tue ich auch. Ich weiß es zu schätzen.“

Judith Shomrony starb acht Tage nach ihrem 100. Geburtstag am 28. August 2018 im Altersheim bei Netanya.

Weiterführende Literatur

Christoph W. Bauer: Die zweite Fremde. Zehn jüdische Lebensbilder, Innsbruck–Wien 2013.

Horst Schreiber (Hg.): Von Bauer & Schwarz zum Kaufhaus Tyrol, Innsbruck–Wien–Bozen 2010.

<http://www.alte-neue-heimat.at/>

Anmerkungen

- 1 Das Gespräch führte Horst Schreiber mit Judith Shomrony 2010 in Israel, Irmgard Bibermann besuchte sie mit ihm 2013 im Altersheim. Im Folgenden werden nur Zitate und Informationen ausgewiesen, die nicht aus dieser Quelle stammen.
- 2 Sabine Albrich-Falch: Jüdisches Leben in Nord- und Südtirol von Herbst 1918 bis Frühjahr 1938, in: Thomas Albrich (Hg.): Jüdisches Leben im historischen Tirol. Band 3: Von der Teilung Tirols 1918 bis in die Gegenwart, Innsbruck-Wien 2012, S. 11–186, hier S. 83f, 132.
- 3 Ebd., S. 169.
- 4 Horst Schreiber (Hg.): Von Bauer & Schwarz zum Kaufhaus Tyrol, Innsbruck–Wien–Bozen 2010, S. 122, 128.